

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 29 (2022)
Heft: 1: Publizieren in den Geisteswissenschaften : Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft = Publier en sciences humaines : passé, présent et avenir

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Autor: Ruoss, Matthias / Ferreira, Christina / Neuhaus, Emmanuel

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen

Comptes rendus

Wendelin Brühwiler **Zeichenform und Warenverkehr** Eine Formatgeschichte der Marke, 1840–1891

Konstanz, Konstanz University Press, 2020,
300 S., € 38,–

«No Logo», keine Macht den Marken. So lauten Titel und Botschaft eines Buches der Journalistin Naomi Klein, mit der sie um die Jahrtausendwende zu einer der wichtigsten Figuren der globalisierungskritischen Bewegung avancierte. Doch das Buch ist mehr als ein politisches Manifest, es ist zugleich eine kritische Analyse, die nach den Wirkkräften und Kommunikationsformen von Marken im Kapitalismus fragt. Wissenschaftliche Abhandlungen liessen dagegen lange auf sich warten. Umso willkommener ist die Studie von Wendelin Brühwiler, der sich aus einer historischen Perspektive an die Problematik heranwagt. Mit seiner als Dissertation verfassten Arbeit ist er einer der ersten, der sich einem solchen Vorhaben annimmt. Was ist sein Erkenntnisinteresse, wie geht er vor?

Brühwiler interessiert sich für den Moment, als die Marke ihre Funktion als Markierung von Dingen verlor und sich als Auszeichnung von Waren gewissermaßen verselbständigte. Er schreibt also eine «Geschichte der Ablösung» (1), die von einem medienhistorischen Wandel handelt, in dem Marken von Identifikatoren zu Kommunikatoren avancierten. Sein Fokus richtet sich auf Frankreich, wo diese Entwicklung nicht nur früher einsetzte als anderswo, sondern von wo aus auch zentrale Impulse kamen (vor allem was den rechtlichen Umgang mit imma-

teriellem Eigentum anging). Wie er am Beispiel der «marques de fabrique et de commerce» zeigt, begann die Ablösungsgeschichte in den 1840er-Jahren, als sich die Divergenz zwischen Nachrichtenübermittlung und Warenlieferung aufgrund verbesserter Transport- und Kommunikationsinfrastrukturen akzentuierte; den (vorläufigen) Schlusspunkt bildete das Jahr 1891, als das Madrider Abkommen über die internationale Registrierung von Marken in Kraft trat. Da eine solche Geschichte keine markanten Zäsuren kennt, wie einleitend plausibel gemacht wird, konzentriert sie sich auf drei sogenannte Kulminationspunkte, von denen aus sich Akteure, Institutionen und Verfahrensweisen überblicken lassen, die an der Prozesshaftigkeit dieses komplexen Wandels mitwirkten, dessen Logiken bestimmten und Fluchtpunkte festlegten.

Der erste Punkt betrifft den Handel. Hier, in dieser ausgreifenden ökonomischen Sphäre, zeichnete sich früh eine Loslösung des Markenkonzepts von stofflichen Bindungen ab. Ein Beispiel ist der expandierende Fernhandel mit dem indischen Subkontinent. Um die unterschiedlichen Zirkulationsgeschwindigkeiten von Waren und Nachrichten zur Deckung zu bringen, kamen Marken im globalen Handel bereits früh zum Einsatz. Ihre hergebrachte, in Lieferverträgen geregelte Primärfunktion lag darin, Beschädigungen, Verderben oder Verluste von spezifischen Waren zurechnungsfähig zu machen. Doch in den 1840er-Jahren begannen Marken eine zusätzliche Funktion zu übernehmen, indem sie immer häufiger Waren an sich bezeichneten. Diese Abstrahierung erhöhte nicht nur ihre Mobilität, sie führte

auch zu neuen Zuordnungsproblemen und Konflikten um Warenidentitäten. Eben- solche Konflikte kamen auch im Handel mit Konsumgütern vor, den Brühwiler als zweites Beispiel heranzieht. Markierte Modeartikel (so etwa mit dem Prädikat Kaschmir) lieferten neuartige Identitäts- versprechen, mit denen Produzenten war- ben und ihre Absätze steigerten. Zugleich brachten sie Streitigkeiten in die Handels- welten, die sich um die richtige Qualifi- zierung von Waren und damit um Verifi- zierungsprobleme drehten.

Einen zweiten Kulminationspunkt er- kennt Brühwiler im Markengesetz von 1857. Dieses beförderte die Ablösung des Markenkonzepts von Fragen der Waren- qualität, wie Handel und Gewerbe sie an- stießen. Zentral hierbei war, dass das Ge- setz die Marke als Rechtsinstitut etablierte und die Eigentumsrechte daran sicherte. Als geschützte Marken galten fortan Be- zeichnungen, Embleme, Abdrucke, Stem- pel, Siegel, Vignetten, Reliefs, Buchsta- ben, Zahlen, Umschläge und alle anderen Distinktionszeichen. Eigentumsanspruch konnte nur geltend machen, wer zwei Ex- emplare vom Modell der entsprechenden Marke auf der Kanzlei des Handelsge- richts deponiert hatte. So gesehen war das Gesetz ein «Marken-Generator» (133). Doch das Gesetz war mehr. Gerade weil es gerichtliche Zuständigkeiten und vor allem administrative Verfahren regelte, verlieh es der Marke eine gewisse Eigen- ständigkeit und «individuelle Repräsen- tationspraxis» (143).

Brühwiler wird diesen neuen Dimensio- nen gerecht, indem er sie in einem geson- derten Kapitel theoretisch reflektiert und damit den dritten Kulminationspunkt vor- bereitet, von dem aus er die Registerein- tragung und ihre Effekte untersucht. Re- gistrierung war ein komplexes Prozedere der Hinterlegung, an dem neben Depositi- teuren vor allem Gerichtsschreiber betei- ligt waren. Diese nahmen die Marken in

Empfang, hinterlegten ein Exemplar im Gericht und schickten das andere in ein zentrales Repositorium nach Paris – im ersten Jahrzehnt rund 1000, im zweiten 2500, bevor die Zahl der Hinterlegungen in den 1880er-Jahren markant auf etwa 6500 anstieg. Wie die Analyse der Klassi- fizierung der eingegangenen Marken zeigt, orientierte sich dieses immer weniger an den Produkten selbst. Stattdessen wurden im administrativen Verfahren neue Be- züge zu ganzen Angebotspaletten für spe- zifische Kundenansprüche und Absatzin- teressen gemacht: Nicht mehr das Objekt formatierte die Marke, sondern die Ver- wendungszusammenhänge. Ausgehend hiervon verweist Brühwiler abschlies- send auf die so hergestellte «kommuni- kative Kraft der Marke» (203). Diese lag insbesondere darin, dass sie die Objekt- referenzen überbot und so «unkörperli- che Vorstellungen zu mobilisieren» (229) vermochte.

Eine der zentralen Erkenntnisse der Unter- suchung liegt darin, dass das Eigentums- recht an der Marke zwar Unsicherheiten der dinglichen Identifizierung eliminierte, gleichzeitig aber neue Verifizierungspro- bleme schuf. Was für die Standardisierung von Waren gilt, traf auch auf die Stan- dardisierung von Normen zu. Vor 1857 führte die Verwendung von Marken zu einer Reihe von Zuordnungsproblemen, danach dominierten Unterscheidungspro- bleme. Das zeigt insbesondere das Beispiel der Briefmarke, mit der die Ablösungsge- schichte endet, die Verwechslungsgefahren aber erst richtig begannen.

Wendelin Brühwiler gelingt es in seiner Formatgeschichte der Marke vorzüglich, die inkrementelle «Entwicklung von der Zuordnung zur Zuschreibung» (19) nach- zuzeichnen und dabei sowohl die wirk- samen Mechanismen zu identifizieren als auch die andauernden Konfliktpotenziale zu benennen. Dabei argumentiert er mit methodischem Tiefgang und durchwegs

auf hohem theoretischem Reflexionsniveau – was auch durch manche Fehler im Satz und eine etwas ungünstige, weil benutzerunfreundliche Aneinanderreihung von Musterabbildungen nicht getrübt wird.

Und doch ist Kritik an seiner «Medienwirtschaftsgeschichte» (154) angebracht. Diese betrifft vor allem die Heuristik. Positiv formuliert liegen die Stärken der Studie in Passagen, wo er seine medienhistorischen Überlegungen mit wirtschafts- und konsumhistorischer Literatur kombiniert – insbesondere zur Geschichte der Nahrungsmittelregulierung. Das ist dort der Fall, wo die Marke mit den sich verändernden Produktionsverhältnissen und konsumgesellschaftlichen Dynamiken, aber auch mit der Globalisierung der Märkte in Verbindung gebracht wird. Andere, genuin medienhistorisch fundierte Teile liefern zwar überzeugende Antworten auf die Frage nach dem *modus prece-dendi* der Ablösungen, binden die Verfahrensweisen aber nur punktuell an die realen Verschiebungen in den kapitalistischen Ökonomien zurück.

Man könnte diesen Kritikpunkt problemlos mit dem Erkenntnisinteresse des Autors zurückweisen. Doch er lässt sich mit Blick auf die fehlende Konzeptualisierung der Marke aufrechterhalten (dasselbe gilt für den häufig verwendeten Begriff Format). Die Fokussierung auf den Ablösungsvorgang und damit die Distanzierung der Marken von ihren Unterlagen vermag zwar die Genese des modernen Markenkonzepts nachzuzeichnen, sagt aber wenig über dieses selbst aus. Im Zuge dieses Vorgangs «avancierten Marken selbst zu so etwas wie Dingen», schreibt Brühwiler in der Einleitung (1). Doch was heisst das genau? Wenn der Prozess der Ablösung als «Verselbständigung» (69) begriffen wird, aus was besteht dann diese autonome kommunikative Kraft im Endeffekt? Oder mit Noemi

Klein gefragt: Worin lag nun genau die Macht der Marken? Sozialhistorische Arbeiten, die nach dem Gebrauch von Marken in kapitalistisch verfassten Ökonomien fragen, hätten hier Hilfestellungen leisten können. Und auch die Konsumgeschichte hat viel zur Wirkmacht von Markenartikeln zu sagen.

Ungeachtet dieser Kritik hat Wendelin Brühweiler ein äusserst lesenswertes Buch geschrieben, das von einem schwierig zu fassenden und ebenso schwierig zu begreifenden Abstraktionsprozess handelt, der fortlaufend neue, quasi eigensinnige Warenauszeichnungen schuf. Wer die Geschichte einer Ablösung schreibt, bringt einiges mit, auch intellektuelle Entschlossenheit.

Matthias Ruoss (Zürich)

Anne-Françoise Praz, Lorraine Odier, Thomas Huonker, Laura Schneider, Marco Nardone

«... je vous fais une lettre»

Retrouver dans les archives la parole et le vécu des personnes internées

(CIE internements administratifs, vol. 4), Zürich, Chronos, Neuchâtel, Alphil, Bellinzona, Casagrande, 2019, 448 S., Fr. 48.–, Open Access (E-Book)

Fruit d'une investigation de quatre ans (2016–2019), cet ouvrage est le quatrième d'une série de dix monographies consacrées aux internements administratifs en Suisse. En réponse à une demande émanant de la société civile, avec l'appui d'historiens, le Conseil fédéral charge en 2014 une Commission indépendante d'experts (CIE) d'enquêter sur un pan peu reluisant de l'histoire helvétique. Rappelons qu'en dehors du droit pénal, jusqu'à leur abrogation en 1981, une foison de dispositions légales prévoit des privations de liberté pour un large spectre de comportements dits déviants. Prisons, colonies

pénitentiaires agricoles ou encore maisons de relèvement par le travail, par dizaines, ces lieux de sombre mémoire servent à interner les indésirables.

Dans ces territoires d'attente, par crainte aussi de tomber dans l'oubli, l'écriture devient un véritable moyen de survie identitaire. Rédiger une lettre permet de conjurer la peur de vivre perpétuellement face aux menaces: tel est le pivot central de ce livre où histoire et sociologie se nourrissent mutuellement. Rédigée en trois langues (français, allemand et italien), accessible à un large lectorat, ... *je vous fais une lettre* est une contribution rare et essentielle pour l'historiographie des quotidiens de l'enfermement. Déroulant l'histoire des internements par le bas, l'analyse se situe au plus près des traces écrites de celles et ceux subissant les affres d'une durée incertaine. Cette incertitude quant à la date de libération est assurément l'une des formes les plus insidieuses du châtement administré. Les auteur·e·s ne manquent pas d'insister sur ce point, pour mieux faire ressortir ce qui distingue fondamentalement un internement de l'exécution d'une sanction pénale.

Issus d'un corpus de 500 dossiers personnels (1919–1979), conservés dans divers cantons suisses (principalement Fribourg), les *ego-documents* sont des pièces mineures mais édifiantes: lettres écrites à la libre initiative des concernés, récits autobiographiques, procès-verbaux établis par les greffiers, réponses à des questionnaires lors d'admissions dans un établissement. Adoptant une conception assez large et indistincte de l'ego-document, l'enjeu est de collecter toute trace d'une expérience, y compris lorsqu'elle est rapportée par autrui (et donc potentiellement déformée), ou lorsque la prise de parole se fait sous la contrainte (interrogatoires). Avec prudence, il est rappelé l'impossibilité d'accéder à des identités réelles. Ainsi, les lettres d'interné·e·s à Bellechasse «ne se

prêtent pas à l'identification d'une quelconque «vérité» sur les personnes mais à l'exploration des diverses présentations qu'elles font d'elles-mêmes pour justifier leur demande ou leur contestation» (p. 20). Dans le même ordre d'idées, restituer la complexité de ces processus décisionnels, en rien unanimes, suppose «éviter le piège d'une lecture trop caricaturale opposant «victimes» et «bourreaux»» (p. 19).

Cela étant précisé, l'ouvrage n'est pas moins animé par une volonté de réhabilitation. Les lettres données ici en exemple servent à restituer une dignité dont on voit qu'elle est bafouée à grands renforts d'adjectifs dépréciatifs. Cette dynamique entre stigmatisation et protestation traverse, avec efficacité et sensibilité, les trois parties. Sont données à voir les diverses épreuves subies à chaque étape du parcours institutionnel. De la procédure aboutissant aux décisions, en passant par le choc de l'entrée dans un établissement et les conditions redoutables d'existence (de survie?) jusqu'à la sortie, le lecteur est saisi par la somme d'actes à travers lesquels s'inflige le mépris. Davantage encore, une forme extrême d'insécurité juridique transparaît avec force dans les chapitres qu'Anne-Françoise Praz et Lorraine Odier consacrent aux lettres écrites à Bellechasse. Propos des internés à l'appui, l'historienne et la sociologue brossent un portrait extrêmement sombre de la prison fribourgeoise. On prend toute la mesure des méfaits d'une direction despotique et sourde aux plaintes de vexations, de coups et blessures, de violences sexuelles, de privations de soins et de nourriture en suffisance.

Frappés, autrefois d'illégitimité et de déconsidération, les voix des personnes internées se trouvent ainsi rehaussées. Sans tomber dans le recours excessif à la citation, les passages extraits de leurs écrits sonnent rétrospectivement comme «une

revanche des victimes», pour paraphraser Irène Herrmann. Ils donnent souvent à lire une lucidité amère quant aux entorses faites au droit procédural. Avec accablement et révolte, ceux et celles qui prennent la plume cherchent, souvent sans succès, des réponses quant aux réels motifs de l'internement. Certains raillent les prétendues ambitions éducatives. Il ne faut pourtant pas s'y méprendre. La fronde sarcastique est rarissime, tout comme les pétitions collectives; les dénonciations vigoureuses contre les sévices endurés ont par ailleurs de fortes chances d'être censurées, comme le documente l'un des chapitres les plus instructifs du livre.

Contre les verdicts implacables de paresse, les arguments socioéconomiques de défense ne pèsent pas bien lourd. Les sources analysées montrent pourtant que l'utilité économique des interné·e·s n'est jamais sous-estimée par les directions des établissements. Ainsi des hôpitaux psychiatriques où des femmes internées sont assignées, du matin au soir, aux tâches de nettoyage. C'est cette condition laborieuse que l'une d'entre elles, Elisabeth R., née en 1901, admise à plusieurs reprises à la clinique zurichoise du Burghölzli, relate dans un mémoire autobiographique qu'elle rédige en 1978. Exceptionnel, ce cahier de 90 pages, laissé en héritage à sa nièce, amène Thomas Huonker à regretter le peu de place conféré aux écrits personnels de femmes stérilisées, même si elles passent sous silence cette meurtrissure.

... *je vous fais une lettre*, titre que l'on imagine emprunté à une chanson de Boris Vian (*Le déserteur*, 1954), place d'emblée la focale sur la résistance. Mais tandis que le déserteur de Vian écrit au Président pour lui signifier qu'il n'est pas sur terre «pour tuer des pauvres gens», quitte à errer sur les routes, les protagonistes de cet ouvrage nous renvoient à une autre guerre.

Une guerre économique se déroulant en Suisse où, parmi les grands perdants, se retrouvent des hommes et des femmes à la condition très précaire, devant sortir leur épingle du jeu au moyen d'activités, soit jugées immorales, soit exercées de façon suffisamment inconstante pour être signalées. Prolétaires urbains et ruraux, ouvriers journaliers, domestiques et sommeliers: les privations de liberté par voies administratives rassemblent ceux et celles qui incarnent le risque de solliciter, tôt ou tard, l'assistance publique.

Si les années 1930 et suivantes, acmé d'une crise économique profonde, connaissent un pic statistique des internements, les pratiques perdurent jusqu'à leur net déclin dans les années 1970. Cet état de fait ne saurait s'expliquer par un supposé changement des mentalités, argumentent les auteur·e·s. L'hypothèse qui leur semble la plus viable est celle d'un manque notoire de volonté politique à allouer des ressources aux catégories jugées non méritantes de la population. Pour asseoir sa légitimité, la gestion à peu de frais de la pauvreté par les communes, reposerait sur une hiérarchisation implacable entre les existences jugées légitimes et illégitimes.

Il est difficile de ne pas songer ici à Didier Fassin, malencontreusement confondu avec son frère Éric (p. 38), lui aussi sociologue. Par-delà l'analyse de la supplique citée, l'ouvrage aurait pu bénéficier d'une autre réflexion, publiée en 2010 dans les *Cahiers internationaux de sociologie*.

Dans *Évaluer les vies*, D. Fassin montre qu'elle constitue une opération immanquable, mais devant rester indicible, de la justice distributive et rétributive. L'allocation de biens sociaux comme l'attribution de sanctions engagent des considérations morales sur les conduites, masquant finalement les inégalités instituées. Au terme de ces évaluations, des vies sont discriminées: celles qui valent la peine d'être sou-

tenues ou non. L'une des conséquences dramatiques est, précisément, une forme de déshumanisation. Au bout de la chaîne, loin des salles de jugement et des regards sociaux, la violence peut dès lors venir à s'exercer en toute impunité.

Le cas tessinois étudié par Marco Nardone en offre une illustration effrayante. Face aux résistances et aux tentatives avortées d'évasion, les gardiens de la «Casa per i intemperanti la Valletta» ont recours à une répression souvent aveugle. Aux sévices de toutes sortes se superpose la violence symbolique à chaque fois que les plaintes adressées aux autorités sont discréditées au motif d'un caractère jugé immoral, sinon pathologique. Durant le XX^e siècle étudié, la discrimination n'est donc pas qu'une affaire de mots ou la résultante de procédures légalisées. Au quotidien, elle est reconduite avec zèle par des personnages, à l'instar des gardiens de prison, dont on pressent qu'ils ne sont peut-être pas si distants sociologiquement des personnes concernées. Remarquons que, sur leurs profils et sur leurs conditions de travail, on aurait aimé en apprendre davantage; après tout, la prison dégrade autant les prisonniers que les agents de surveillance, comme tient à le rappeler récemment Corinne Rostaing (*Une institution dégradante, la prison*, 2021).

Jadis comme aujourd'hui, la question sociale et la question carcérale s'entremêlent. Que les internements administratifs soient une pratique socialement inégalitaire, les métiers en apportent la preuve incontestable: serrurier, boucher, électricien, mécanicien, forain, couturière, femme de chambre. Ils et elles se trouvent comme enfoui·e·s sous les illégalismes populaires à l'origine de maintes décisions: racolage, prostitution, activités foraines, colportage, refus intermittents d'un travail mal rémunéré. Dans cette guerre discrète menée contre les figures de la dangerosité civile, l'approbation, voire la

complicité de l'environnement, ne sont pas à sous-estimer. Au demeurant, ce n'est pas le moindre des mérites de l'ouvrage que de suggérer des pistes stimulantes pour des recherches futures, dont une micro-histoire des dynamiques locales entourant les internements. Ajoutons qu'il reste encore beaucoup à investiguer sur l'enfermement des personnes toxicomanes à partir des années 1970, comme le laisse augurer Laure Schneider avec les dossiers de Schachen Deintingen (Soleure), maison d'éducation au travail.

Parce que ces hommes et ces femmes ont défié les conventions bourgeoises en matière de travail, de famille et de sexualité, l'ouvrage vient à souligner un rôle insoupçonné d'acteurs historiques. Leurs refus de la normalisation et leurs résistances face aux déviances incriminées, auraient, d'une certaine manière, ouvert la voie à une libéralisation des mœurs. Sans être politisées ou militantes, les personnes internées «ont ainsi contribué à faire exister ces comportements considérés alors comme déviants et à élargir les modes de vie socialement acceptables» (p. 359). Ainsi de la liberté sexuelle des jeunes filles, du droit d'une femme à élever seule son enfant, de l'homosexualité et de la prostitution, ou encore du refus du travail aliénant sans avoir à subir l'étiquette de fainéant.

Si ces pistes interprétatives sont stimulantes, nous suivons avec plus d'hésitations les auteur·e·s lorsqu'on lit que, «pour les femmes, le processus d'internement se révèle plus arbitraire et plus éprouvant que pour les hommes» (p. 355). Pourtant, à lire les ego-documents, la gent masculine n'est guère épargnée par la dureté de la détention, la promiscuité, la pénibilité des tâches et l'intrusion dans la vie intime. Plutôt que de vouloir hiérarchiser les souffrances, ne vaudrait-il pas mieux en souligner tout simplement leurs particularismes de genre? Après tout, c'est

cette perspective différentialiste qui se dégage avec netteté au fil des chapitres et qui éclaire la fabrique sexuée des destins. Aux libérations succèdent souvent des surveillances rapprochées (patronage), surtout, la volonté urgente de se faire oublier, migrer dans de nouvelles contrées et, pour les femmes, réexister de façon honorable par le mariage. Il n'est toutefois pas sûr qu'ils et elles parviennent à liquider tout à fait ce que Bourdieu désigne par *capital symbolique négatif*. Consignée à jamais dans le dossier, l'infamie de l'internement administratif hante les souvenirs individuels et, grâce au travail sociohistorique, s'inscrit comme un rappel embarrassant dans la mémoire collective.

Cristina Ferreira (Lausanne)

**Marietta Meier, Mario König,
Magaly Tornay**
Testfall Münsterlingen
Klinische Versuche in der Psychiatrie,
1940–1980

Zürich, Chronos, 2019, 336 S., Fr. 38.–

Testfall Münsterlingen heisst das Ergebnis einer Untersuchung der Historiker*innen Marietta Meier, Mario König und Magaly Tornay sowie der Mitarbeiterin Ursina Klauser. Sie werfen darin ein Schlaglicht auf die Medikamententests, die der Oberarzt und spätere Direktor der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen, Roland Kuhn, im Zeitraum zwischen 1946 und Ende der 1980er-Jahre durchführte. In Auftrag gegeben wurde das Projekt zur Aufarbeitung der «Menschenversuche» vom Kanton Thurgau im Anschluss an die kritische Berichterstattung über die Medikamententests in den Jahren zwischen 2012 und 2014. Als ein Ergebnis des Aufarbeitungsprozesses entschuldigte sich der Thurgauer Regierungsrat 2019 offiziell bei den Betroffenen und stellte auf dem

Gelände der Klinik ein «Zeichen der Erinnerung» in Aussicht.

Dass sich das Forschungsprojekt in dieser Form durchführen liess, verdankt sich nicht zuletzt der vergleichsweise günstigen Quellenlage. Diese umfasst neben Akten der psychiatrischen Klinik Münsterlingen Material aus den Archiven der Vorgängerfirmen der heutigen Novartis und aus der interkantonalen Kontrollstelle für Heilmittel, insbesondere Roland und Verena Kuhns umfangreichen Privatnachlass, der sich heute im Staatsarchiv Thurgau befindet. Neben den Archivrecherchen führten die Autor*innen ferner Interviews mit Zeitzeug*innen.

Die Publikation ist in fünf chronologische Kapitel unterteilt, in denen jeweils ein Jahrzehnt zwischen 1940 und 1990 behandelt wird. In drei thematischen Kapiteln setzen sich die Autor*innen zudem vertieft mit «Prüfpatienten», «Stofflogistik, Informationsfluss und Geldströmen» sowie «fatalen Zwischenfällen» auseinander.

Den Auftakt bildet die Institutionsgeschichte der 1840 gegründeten Klinik Münsterlingen, in der Kuhn seit 1939 als Oberarzt im Dienst war und wo seit den 1920er-Jahren sporadische Kontakte zu Basler Pharmaunternehmen gepflegt wurden. In den 1940er-Jahren vermittelte ein ehemaliger Lehrer Kuhns den Kontakt zur Pharmafirma Geigy, in dessen Folge bereits 1946 erste Prüfsubstanzen nach Münsterlingen geliefert wurden.

Der eigentliche Beginn der Medikamentenversuche setzte Mitte der 1950er-Jahre ein. Entscheidend für Kuhns zentrale Rolle als klinischer Prüfer war die eher zufällige, seiner Beharrlichkeit geschuldete Entdeckung der antidepressiven Wirkung des Stoffes Imipramin, der in Münsterlingen intern «Geigy Rot» genannt wurde. Das Medikament kam 1958 unter dem Namen Tofranil als weltweit erstes Antidepressivum auf den Markt und

bescherte Geigy enormen Erfolg. Fortan stand Kuhn in engem Austausch mit den Pharmakolog*innen und Chemiker*innen der Firma und erhielt bereits im Folgejahr eine Gratifikation, die sein Jahresgehalt deutlich überstieg. Bei den Medikamentenversuchen ging Kuhn stets zweistufig vor: Zuerst wurden neue Substanzen zur Prüfung der Verträglichkeit an schwer kranken Patient*innen getestet und danach an die Patient*innen mit der zur erhofften Wirkung passenden Diagnose verabreicht.

Im dritten Kapitel widmen sich die Autor*innen drei ausgesuchten Patient*innengruppen: den schwer kranken Patient*innen, Kindern und Jugendlichen sowie Pflegerinnen, die zuweilen in der Klinik behandelt wurden. Bemerkenswert erscheint, dass Kuhn bei der Abgabe von Prüfsubstanzen kaum nach dem sozialen Hintergrund unterschied. So fanden die Autor*innen keinen Hinweis, dass Heim- und Pflegekinder anders behandelt wurden als Kinder, die bei ihren Eltern lebten. Eine Differenz wurde hingegen tendenziell zwischen ambulanten und stationären Patient*innen gemacht, da Kuhn bei Ersteren auf Kooperation angewiesen war und sie deshalb häufiger über die Prüfsubstanzen aufklärte. Den stationären Patient*innen hingegen wurden die Pillen auch unter das Essen gemischt oder zwangsweise per Injektion verabreicht. Die Unterscheidung folgte also mehr einer pragmatischen als medizinischen Logik. In den 1960er-Jahren erschien die Psychiatrische Klinik Münsterlingen «mehr und mehr als eine Insel inmitten von Entwicklungen, die in andere Richtungen liefen» (145). Der Contergan-Skandal im Jahr 1961 veranlasste die staatlichen Kontrollorgane, die Zulassung von Medikamenten strenger zu regulieren. Neue Auflagen führten zu internen Reorganisationen in den Pharmafirmen, höheren Entwicklungskosten, einer Tendenz zur internatio-

nen Standardisierung der Prüfmethoden und damit einhergehend einem Bedeutungszuwachs statistischer Methoden. Darüber hinaus brachte der Weltärztebund im Jahr 1964 mit der Deklaration von Helsinki ethische Fragen in die öffentliche Debatte ein. Kuhn lehnte aber statistische Methoden, randomisierte Doppelblindstudien und ebenso die Aufklärung der Patient*innen strikt ab, wodurch er seine Position als Prüfer selbst schwächte.

Im fünften Kapitel zeichnen die Autor*innen die Waren- und Geldströme im weitverzweigten Netzwerk Kuhns nach. Durch minutiöses Zusammentragen der in Kuhns Privatnachlass verstreuten Informationen errechnen sie, dass in Münsterlingen im rund vierzigjährigen Untersuchungszeitraum mehr als drei Millionen Einzeldosen an Prüfsubstanzen verabreicht wurden und Kuhn dabei mindestens dreieinhalb Millionen Franken als Honorare und Erfolgsbeteiligungen erhielt. Obschon eine Vielzahl von Personen über die Versuche Bescheid wusste, fanden die Autor*innen keine kritischen zeitgenössischen Stimmen. Die Thurgauer Aufsichtsorgane wandten ihren Blick ab, schliesslich profitierte auch der Kanton finanziell von der Versorgung mit Gratismedikamenten.

Anfang der 1970er-Jahre befand sich Kuhn auf dem Höhepunkt seiner Karriere und wurde 1971 zum Klinikdirektor ernannt. Zwar sah er sich mit Problemen wie Personalmangel und öffentlicher Kritik wegen des Sanierungsbedarfs konfrontiert und bei der Medikamentenzulassung setzte sich die Entwicklung weiter in Richtung Regulierung und Standardisierung fort. Trotzdem erhielt Kuhn weiterhin zahlreiche Prüfaufträge, indem sich seine Rolle zu der eines «Vorprüfers» entwickelte, der herangezogen wurde, sobald die Basler Pharmafirmen und namentlich Ciba-Geigy eine rasche und unbürokratische Einschätzung zu einer Substanz wünschten. Ferner profitierte Kuhn

bei den Prüfaufträgen von den Kontakten eines befreundeten Arztes in die Industrie, nachdem dieser bei Ciba-Geigy entlassen worden war und ab 1975 für einige Jahre in Münsterlingen arbeitete.

Im Rahmen der Prüfungen ereigneten sich immer wieder «fatale Zwischenfälle», denen sich die Autor*innen in Kapitel sieben annehmen. Sie stiessen auf 36 Todesfälle, die sich entweder während oder kurz nach Versuchen ereigneten. Einen Zusammenhang zu den Testsubstanzen stellten Kuhn oder die obduzierenden Ärzt*innen, sofern Letztere davon überhaupt Kenntnis hatten, nur sehr selten her. Doch selbst wenn Kuhn einen Zusammenhang für wahrscheinlich hielt, informierte er weder die Angehörigen noch die auftraggebenden Firmen, die mitunter erst durch Dritte von den «Zwischenfällen» erfuhren.

Im Jahr 1980 ging Kuhn in den Ruhestand und verbrachte die letzten Lebensjahrzehnte, denen sich das achte Kapitel widmet, im neu erworbenen Einfamilienhaus in der Nähe der Klinik. Noch im Jahr seiner Pensionierung eröffnete er gemeinsam mit seiner Frau Verena, mit der er bereits während Jahrzehnten in der Klinik eng zusammengearbeitet hatte, im gemeinsamen Zuhause eine Privatpraxis. Hier führte das Paar noch bis 1989 vereinzelt Medikamentenversuche durch. Kuhn haderte mehr als früher mit den veränderten Bedingungen und beschwerte sich gegenüber Firmenvertreter*innen über den verloren gegangenen, freundschaftlichen Austausch. Sein zunehmend «missmutig-klagende[r] Ton» (241) spiegelte sich auch in einer «Affäre» um die Medikamentenversuche des Thurgauer Kantonsarztes Hans Schenker wider, in deren Zuge Kuhn gerichtlich zu einer Stellungnahme aufgefordert wurde.

Im Schlusswort der ausführlichen Untersuchung werden nochmals prägnant die Antworten auf die Forschungsfragen resümiert. Die Autor*innen nennen etwa die

Zahl von mindestens 1112 Betroffenen, heben die fließende Grenze zwischen den eigentlichen Versuchen und dem therapeutischen Einsatz der Substanzen hervor und betonen die widersprüchlichen Schilderungen der Persönlichkeit Kuhns durch die Zeitzeug*innen. Kuhns persönliche Motivation, halten die Autor*innen abschliessend fest, lag wahrscheinlich sowohl in Forschungsinteresse als auch einem ausgeprägten Bedürfnis nach fachlicher und finanzieller Anerkennung begründet.

Der Aufbau der chronologisch strukturierten Publikation mit den eingeschobenen thematischen Kapiteln macht die Lektüre abwechslungsreich, doch ergeben sich daraus einige Redundanzen. Beispielsweise werden Kuhns Arbeitsweise und seine Ablehnung statistischer Methoden an mehreren Stellen geschildert. Das dient zwar den Leser*innen, die sich auf einzelne Kapitel beschränken, wirkt aber bei einer vollständigen Lektüre störend. Daneben bleibt die Industrie durch das quellenbedingte Ungleichgewicht im Vergleich zum Akteur Kuhn unterbelichtet. Auch die Perspektive der Betroffenen wird bloss punktuell aufgegriffen, was insofern etwas erstaunt, als dass die Betroffenen den Aufarbeitungsprozess durch ihren Gang an die Öffentlichkeit entscheidend angestossen haben.

Diese Einwände schmälern jedoch den Wert des Buchs nicht. Die Autor*innen haben mit *Testfall Münsterlingen* die bis dato ausführlichste Studie zu Medikamentenversuchen in der Schweiz vorgelegt. Durch eine sorgfältige Recherche gelang es ihnen, ein vielschichtiges und detailliertes Bild von Roland Kuhn und der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen zu zeichnen. Zudem erleichtert das Stoffverzeichnis (300–305) die künftige Forschung zu Medikamentenversuchen erheblich. Die zahlreichen Anknüpfungspunkte, die *Testfall Münsterlingen*

bietet, sind eine Einladung, sich dem Forschungsdesiderat der Medikamentenversuche anhand weiterer «Testfälle» zu widmen.

Emmanuel Neuhaus (Zürich)

Samuel Bouisson, Mathias Gardet, Martine Ruchat
L'Internationale des républiques d'enfants, 1939–1955

Paris, anamosa, 2020, 479 p., € 26,–

Des enfants qui travaillent à la construction de leur maison d'accueil, décident en assemblée de l'organisation quotidienne, jouent le rôle de maire ou de juge. Au détour de leurs recherches, Samuel Bouisson, Mathias Gardet et Martine Ruchat ont découvert ces initiatives inédites, lancées par pédagogues, prêtres, enseignants ou médecins, engagé·e·s dans le secours aux enfants au cours de la Seconde Guerre mondiale. Le terme «république d'enfants» est parfois utilisé pour les désigner, car sur le projet humanitaire initial se greffe une utopie pédagogique, inspirée des principes de l'éducation nouvelle, en particulier le concept de «*self-government*», soit la participation active des enfants. Entre 1945 et 1955, on compte une centaine de ces initiatives dans toute l'Europe, organisées en réseau au sein de la Fédération internationale des communautés d'enfants (FICE). Le projet pédagogique s'enrichit ainsi d'une dimension internationaliste, encourageant la rencontre entre pédagogues et enfants de toutes nationalités dans un esprit de paix et de compréhension mutuelle.

La naissance de la FICE, en juillet 1948, est décidée à l'issue d'un événement qui constitue le pivot de l'ouvrage: la conférence internationale sur les villages d'enfants, organisée par la toute nouvelle UNESCO, qui réunit quatorze directeurs

et directrices de villages d'enfants, onze experts et douze observateurs, issus de douze pays différents. Le lieu choisi est emblématique: le Village Pestalozzi de Trogen (Suisse), fondé en 1943 par un groupe d'idéalistes helvétiques pour accueillir les enfants réfugiés de différentes nations. Ce village est pensé comme une Europe miniature: répartis en maisons nationales sous la houlette d'éducateurs·trices de leur propre pays, les enfants se retrouvent pour des activités communes et apprennent l'allemand pour communiquer.

En amont de la conférence, les premiers chapitres proposent des monographies très documentées de certaines expériences. C'est l'occasion de faire revivre toute une série d'acteurs·trices méconnu·e·s, dont les chercheur·e·s ont pisté les traces dans des archives très diverses. On découvre ainsi le village d'enfants de Civitavecchia près de Rome ou Repubblica dei ragazzi, fondé par un prêtre irlandais chargé par le Vatican d'organiser l'aide aux civils victimes de la guerre; la Libre République de Moulin-Vieux en Isère, fondée par un couple d'instituteurs français engagé·e·s dans l'accueil des réfugiés et adeptes des méthodes d'éducation nouvelle; ou encore le Hameau-école de l'Île-de-France, collège installé dans un château par un psychiatre français, qui utilise les méthodes de *self-government* à l'intention d'adolescents déficients de milieux populaires. Le récit ne se limite pas aux aspects pédagogiques, mais s'attache à préciser les conditions de possibilité de ces expériences, soit leurs soutiens financiers et politiques. D'autres acteurs y trouvent en effet leur intérêt, pour des raisons politiques (défascisation de l'enseignement italien pour les USA, possibilité de redorer le blason de la neutralité suisse en soutenant le Village Pestalozzi pour le Conseil fédéral), ou encore des enjeux de positionnement (la nouvelle UNESCO se

cherchant un terrain d'action). Cet épisode oublié de l'histoire de l'éducation offre ainsi un regard sur les enjeux de la reconstruction de l'Europe dans l'après-guerre.

Les chapitres centraux du livre sont consacrés à la conférence de Trogen et analysent en profondeur les tensions et les ambivalences de ces expériences éducatives, déjà perçues dans les chapitres précédents. À commencer par la définition d'une «république» d'enfants, terme remplacé par celui plus neutre de «communauté», qui relance le débat récurrent à propos du degré d'autonomie à accorder aux enfants. Les récits d'expériences présentés à Trogen, où les adultes jouent souvent un rôle traditionnel d'encadrement, montrent bien les limites de cet idéal de *self-government*. Autre débat, celui de la pertinence de ces expériences qui créent un monde artificiel, un simulacre de la vie politique des adultes, alors qu'il s'agit de réinsérer les enfants dans une vie sociale où ils occuperont d'autres positions (ouvriers, artisans, etc.). Ces tensions vont aller croissant, entraînant la fin de ces expériences et la désagrégation du mouvement international, traitées dans les derniers chapitres. La guerre s'éloignant, les villages d'enfants doivent se reconvertir pour accueillir d'autres publics, mais le modèle se révèle peu adéquat pour les enfants dits «inadaptés». Sans compter que certaines expériences sont prises dans les enjeux de la guerre froide, à l'exemple des enfants polonais du Village Pestalozzi, rapatriés par leur gouvernement en 1949. En organisant l'ouvrage autour de cette conférence, qui marque à la fois l'apogée et le début de la fin des «républiques d'enfants», les auteurs·trices ont adopté une trame narrative d'une grande cohérence. Loin de l'ouvrage collectif réunissant des contributions hétéroclites, chaque chapitre peut se lire au miroir d'un autre, l'on y retrouve les mêmes problèmes, analy-

sés dans différents contextes. Pour faciliter la lecture d'un ouvrage par ailleurs richement illustré, les notes de bas de page ont été supprimées, remplacées par une liste des archives en fin de volume, assorties d'une chronologie et d'un index. Surtout, le livre est couplé avec un carnet de recherche sur le site [hypotheses.org](https://repenf.hypotheses.org) (<https://repenf.hypotheses.org>), qui propose plusieurs rubriques: articles, images et documents d'archives, parcours d'acteurs·trices, ainsi que les documents complets d'où sont issues les citations. Une démarche innovante à retenir.

S'il fallait émettre un regret, j'évoquerais une question, traitée trop en surface dans ces pages. Pourquoi le plus grand nombre de ces communautés d'enfants ne prennent-elles en charge que des garçons? Comment ces «républiques» éduquent-elles les filles à l'heure où les femmes obtiennent le droit de vote dans plusieurs pays concernés par ces expériences (France, Italie)? La présence de nombreuses femmes parmi les pédagogues va-t-elle de pair avec une évolution de la vision très genrée de la coéducation promue par l'école nouvelle? Peut-être en apprendra-t-on bientôt davantage en consultant le carnet de recherche d'[hypotheses.org](https://repenf.hypotheses.org).

Anne-Françoise Praz (Fribourg)

Denise Schmid (Hg.)
Jeder Frau ihre Stimme
50 Jahre Schweizer Frauengeschichte
1971–2021

Baden, Hier und Jetzt, 2020, 328 S., Fr. 39.–

Schön anzusehen ist es, das Buch *Jeder Frau ihre Stimme*. Schön auch der Untertitel: *50 Jahre Schweizer Frauengeschichte 1971–2021*. Damit steht der Anspruch fest: Die kurze Zeit seit 1971 bis in die Gegenwart wird als Periode postuliert

und zum historischen Gegenstand erklärt. Schön ist schliesslich die Struktur des Buches: Unterteilt in fünf Kapitel beschreiben die Autorinnen Elisabeth Joris, Anja Suter, Fabienne Amlinger, Leena Schmitter und Angelika Hardegger, was in den Jahrzehnten zwischen 1970 und 2020 geschah. Eingeleitet werden die Kapitel über mehrere Seiten mit Bildern. An die historischen Beiträge schliesst jeweils ein Porträt an. Diese drei Zugänge – der ikonografische, der historische und der biografische – machen das Buch nicht nur für Historiker*innen interessant; die Chronologie der Ereignisse und die gut ausgewählte Bibliografie im Anhang bieten für diese ausserdem eine fundierte Grundlage. Als Klammer dienen die Einführung der Basler Professorin und Geschlechterhistorikerin Caroline Arni und das Nachwort der Herausgeberin Denise Schmid. Arni beginnt zunächst – scheinbar kühn den Untertitel ignorierend – mit einem Rückblick in die Geschichte seit 1800 und, mit Blick auf die Entwicklung der politischen Rechte in der Schweiz und international, mit einer eindringlichen Mahnung: Die Schweiz ist nicht zu spät gekommen mit dem Frauenstimmrecht, es lag keine Nachlässigkeit vor, dass es erst 1971 kam, sondern wiederholte Verweigerung. Rechte werden erkämpft, denn sie werden (immer wieder) verweigert. Es ist dies eine wichtige Präambel zu den Beiträgen, die dann folgen, denn diese erzählen – mit der Fülle der dokumentarischen Daten satt unterlegt – von Rückschlägen, Schubladisierungen, von diskriminierenden Strukturen, systematischem Sexismus, ja Misogynie. Und vom hartnäckigen wie lustvollen Widerstand der Frauen dagegen. Elisabeth Joris zeigt in ihrem Beitrag, dass noch 1971 das Stimmrecht hart erkämpft war, weil sich die Frauenorganisationen dagegen wehrten, dass die Schweiz die Europäische Menschenrechtskonvention

1968 wegen des fehlenden Frauenstimmrechts mit einem entsprechenden Vorbehalt unterzeichnen wollte. Die Frauenbefreiungsbewegung wiederum kämpfte gegen die «unhinterfragte Nutzung der Arbeit, des Einkommens und des Körpers von Frauen» (46). Kenntnisreich arbeitet Joris das Verhältnis zwischen «alter» und «neuer» Frauenbewegung heraus und zeigt, dass es wohl von Abgrenzung, vor allem aber von Paradoxien und gegenseitiger Dynamisierung geprägt war. So verhalfen die jungen Frauen dem Frauenkongress im Kursaal 1975 zu Aufsehen, während die alten Frauenverbände den Gleichstellungsartikel ebenso wenig unterstützten wie die Mutterschaftsversicherung – obwohl sie ihn 1975 selbst lanciert hatten. Zustände kamen beide Initiativen nur dank der den Vertreterinnen der Frauenbefreiungsbewegung. Umgekehrt wurde Homosexualität als Thema, das die Frauen innerhalb der «neuen» Bewegung tendenziell spaltete, von älteren Feministinnen problemloser aufgenommen. Für die 1980er-Jahre postuliert Anja Suter die Gleichstellung als Klammer: die juristische Gleichberechtigung ebenso, wie gleiche politische, gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle Stellung in der Gesellschaft. Auf all diesen Ebenen stellte die Frauenbewegung Forderungen, die bis heute nur teilweise erfüllt sind, und initiierte Projekte, die heute gleichermaßen (oder wieder?) aktuell scheinen. Der Kampf ging einher mit einer breiten Frauenöffentlichkeit, einer eigentlichen feministischen Explosion (131 f.). Da gab es 1981 die dreitägige Tagung zu «Women and Health» mit 500 Frauen aus 35 Ländern, die die Konsequenzen von Reproduktionstechnologien in Nord und Süd diskutierten. Da fand 1985 der Kongress gegen Frauenunterdrückung, Rassismus und ausländerfeindliche Politik in Zürich statt, an dem rund 400 Frauen teilnahmen, die einen bis heute gültigen

Forderungskatalog erarbeiteten und anti-rassistische Grundsätze innerhalb der Frauenbewegung festlegten. Da waren die Historikerinnentage ab 1983, aus denen Grundlagenwerke der Schweizerischen Frauen- und Geschlechtergeschichte hervorgingen und da war die internationale Lesbenkonferenz, die 1986 in Genf stattfand – um nur einige Themen zu nennen. Gleichstellung war, so zeigt dieser Beitrag, mehr als die rechtliche Gleichstellung, die im Verlauf der 1980er-Jahre in ersten Ansätzen verwirklicht und in Gleichstellungsbüros institutionalisiert wurde.

Als Blütezeit der Frauenbewegung fasst Fabienne Amlinger die 1990er-Jahre. Das Jahrzehnt begann mit einem feministischen Paukenschlag: Am 14. Juni 1991 mobilisierten Gewerkschafterinnen und Aktivistinnen über eine halbe Million Frauen zu einem Streik, wie ihn die Schweiz seit 1918 nicht mehr gesehen hatte. Auch die Ereignisse 1993 um die Nichtwahl von Christiane Brunner bei den Bundesratswahlen läuteten eine Zeit des Aufbruchs ein. 1997 trat die zehnte AHV-Revision in Kraft, die zu einer Verbesserung in der Altersabsicherung für Frauen führte. Doch am Ende des Jahrzehnts war die Kraft verpufft. Was war geschehen? Rezession, neoliberaler Umbau von Verwaltung, Wirtschaft und Gesellschaft, der Aufstieg der rechtspopulistischen und frauenfeindlichen Schweizerischen Volkspartei – Amlinger benennt die politischen Faktoren, mit denen die feministische Bewegung zu kämpfen hatte. Sie erwähnt auch den Bruch in der akademisch-feministischen Theoriebildung der 1990er-Jahre, angestossen von der US-amerikanischen Theoretikerin Judith Butler, die die Frage aufwarf, ob überhaupt von «Frau» gesprochen werden könne, wenn auch Biologie – und damit Geschlecht – sozial konstruiert sei. Doch wenn Amlinger

resümiert, «die Kategorie «Frau» [war] brüchig geworden», zielt sie am Bruch vorbei: Lag dieser nicht eben darin, dass «Frau» von einem, wie Joris zeigt, in den 1970er-Jahren feministisch eroberten Kampfbegriff (statt Rollenfessel) zur Kategorie erklärt wurde?

Wenn Leena Schmitter die 2000er-Jahre im Anschluss als Verankerung alter und neuer Forderungen beschreibt, sind die Kennzahlen, die sie liefert, eindrucklich, ja erstaunlich: Seit 2000 gilt das neue, für Frauen verbesserte Scheidungsrecht, 2002 wurde mit der «Fristenregelung» ein Schwangerschaftsabbruch unter gewissen Bedingungen möglich, 2004 nahm das Stimmvolk eine minimale Mutterschaftsversicherung für erwerbstätige Frauen an und 2005 wurde das Partnerschaftsgesetz angenommen, das gleichgeschlechtlichen Paaren gewisse eheähnliche Rechte einräumt. Die gesetzliche Gleichstellung scheint plötzlich im Eilzug zu gelingen. Gleichzeitig wird 2003 Bundesrätin Ruth Metzler zugunsten des Antifeministen Christoph Blocher abgewählt. Und der Aufruf zur Demonstration im Anschluss an die Abwahl Metzlers zeigt eine Dimension dieses Jahrzehnts, die Schmitter etwas lapidar mit dem «bürgerlichen Rotstift» (213) umschreibt: den sozialstaatlichen Abbau beziehungsweise die neoliberale Reorganisation auf Kosten der Frauen. Gleichstellungsbüros gerieten unter Druck. Neben der Bedeutung des Rechtspopulismus für die Frauenbewegung, die noch eingehend zu untersuchen wäre, erscheinen die 2000er-Jahre nach der Lektüre mit einem Janusgesicht: hinter den rechtlichen Verankerungen sind es Jahre der Rückzugsgefechte einer stark unter Beschuss stehenden Frauenbewegung.

Vor diesem Hintergrund erstaunt die Feststellung Angelika Hardeggers nicht, dass Feminismus um 2010 in der Schweiz wenig Konjunktur hatte: «Die rechtliche

Gleichstellung war weitgehend erkämpft.» Die Vereinbarkeit von Lohn- und Familienarbeit für Frauen wird von der Politik aufgenommen. Bis zu Wirtschafts- und Arbeitgeberverband sind sich alle einig: hier liegt das Problem. Trotz Massnahmen blieb der Druck auf die Frauen aber offenbar gross – so gross, dass es 2019 zum zweiten grossen Frauenstreik kommt, der erneut über eine halbe Million Frauen mobilisiert. Hardegger zeichnet minutiös die Umstände nach: 2015 der Rechtsrutsch im Parlament, die Wahl Donald Trumps 2016, MeToo als Outing von Millionen von Frauen zu ihren Erfahrungen sexueller Gewalt. Im März 2018 werden Massnahmen gegen Lohndiskriminierung von den Männern im Ständerat verhindert, bereits im September 2018 gehen 20 000 Menschen in Bern auf die Strasse. Der Women's March in den USA, der «Ni una menos»-Streik in Argentinien und der Frauenstreik in Spanien sind Vorbilder. Die Arroganz der institutionellen Politik, der grassierende Antifeminismus vor allem im Internet und die Sackgasse der Gleichstellungspolitik mit ihrer Vereinbarkeitsrhetorik, die der Erfahrung von Frauen keine Rechnung trägt, bildeten den Boden, auf dem 2019 zum Frauenjahr wurde. «Endlich!», schreibt Hardegger, das Jubiläum aufnehmend, und die Leserin kann sich einer feinen Gänsehaut nicht erwehren.

Während die Analysen der 1970er-, 1980er- und 2010er-Jahre sitzen, verlieren die Jahre zwischen 1993 und 2010 an Kontur. Hier zeigt sich, dass der Untersuchungsgegenstand zeitlich nahe liegt und sich diese Jahre, im Gegensatz zu den 1970er- und 1980er-Jahren, zu denen Forschung vorliegt, einem historischen Blick noch eher entziehen beziehungsweise noch historisch genauere Begrifflichkeiten entwickelt werden müssen, um zu fassen, was die Frauen in dieser Zeit immer wieder zum Schweigen brachte.

Schliesslich wäre es für die weitere Forschung wünschenswert, dem seltsam hartnäckigen Widerspruch auf den Grund zu gehen, den Denise Schmid in ihrem Nachwort befeuert, wenn sie beschreibt, wie sich die Rollenbilder seit den 1970er-Jahren vervielfältigten, und trotzdem darauf beharrt, dass die «zählebigen Stereotype» in unseren Köpfen die Gleichberechtigung noch immer verhinderten. Nichtsdestotrotz ist der Anspruch, der hier gewagt wurde, nicht Jubiläum zu feiern, sondern Geschichte zu schreiben, gelungen: Analogien, Kontinuitäten, Brüche und Unbeleuchtetes werden durch die vorliegende Tour d'Horizon überhaupt erst sichtbar. Schliesslich dokumentieren die Beiträge Frauenfeindlichkeit und Frauenbewegung, die auch seit der Einführung des Frauenstimmrechts zentrale und eng verwobene Dynamiken sind, ohne die die Geschichte der Schweiz nicht zu verstehen ist.

Ruth Ammann (Bern/Bergen)